

Ein Appenzeller in China [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellisches Monatsblatt**

Band (Jahr): **21 (1845)**

Heft 8

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-542366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rechenschaft entgegengesehen werden, an wen die einzelnen Gaben verabreicht worden seien.

567278

Ein Appenzeller in China.

(Fortsetzung.)

Das zweite Tagebuch des Herrn Eugster, aus dem wir hier einen Auszug bringen, ist den 11. Brachmonat 1845 aus Manila, wo die Herren Tobler und Comp. seit dem 16. Brachmonat 1844 ein eigenes Haus errichtet haben, versandt worden.

Die zweite Fahrt nach Hong-Kong.

Ich verließ Manila den 31. August 1844 im amerikanischen Schiffe St. Paul, Cap. Allen, auf dem ich der einzige Passagier war. Der Capitain ist ein stiller, ernster Mann mit gebiegenen Kenntnissen in seinem Berufe. Er gehört dem amerikanischen Mäßigkeitsvereine an, dessen Bestehen und Wirksamkeit so wohlthätig für das Volk sind und namentlich bei der Bevölkerung der Schiffe sich so vortheilhaft bewähren. H. Allen trank bloß Wasser und sah dabei so gesund und frisch aus, wie man es nur wünschen mochte. Immer fand ich ihn thätig bei Karte, Compaß und Segeln, während so mancher andere Capitain bei Wein und Rum zu vergessen scheint, daß er sich auf der See befindet. Die zwei übrigen Officiere waren tüchtige, thätige Seeleute, die der Capitain als Seinesgleichen behandelte. Die Matrosen, aus Individuen verschiedener Nationen, Engländern, Amerikanern, Deutschen, Dänen und Schweden bestehend, gingen eifrig und willig ihrer Pflicht nach und betrugten sich untereinander still und ruhig. Die drei Mahlzeiten des Tages waren vorzüglich und bestanden aus leichten gesunden Speisen in großer Mannigfaltigkeit und im Ueberfluß; alles war so reinlich und sauber, wie in einem Gasthose.

Auf Macao landete ich an einem Sonntage, der aber leider kaum den Anschein eines solchen trug. Da der größte Theil der arbeitenden Classe aus Chinesen besteht, die hier keinen Sonntag kennen, so gehen das Geräusche und der Lärm des alltäglichen Lebens hier ununterbrochen ihren gewöhnlichen Gang fort. Seit übrigens der Freihafen Hong-Kong entstanden ist, sind Handel und Wandel mächtig aus Macao gewichen, und nur, wenn auch hier ein Freihafen errichtet wird, kann der Ort zu seiner frühern Bedeutung gelangen, da er unstreitig viel anmuthiger und in einem gesundern Klima gelegen ist. Unter den hiesigen Portugiesen haben nur wenige ihr Mutterland gesehen; um sein Glück zu machen, muß Keiner hieher kommen.

In einem chinesischen großen sogenannten Schnellboote schiffte ich mich nach Hong-Kong ein. Der Weg zwischen beiden Orten beträgt 45 englische Meilen. Man ist auf diesen Booten sehr bequem und kommt am schnellsten zum Ziele. Die Bootleute verstehen sich gut auf ihr Handwerk und sind gewöhnlich sehr dienstfertig.

Nach einer kurzen Fahrt von fünfzehn Stunden langte ich das zweite Mal in Hong-Kong an. Dieser Ort erhebt und vergrößert sich erstaunlich; was ich letzten März gesehen hatte, und was nun im Weinmonat sich meinen Blicken darbot, war außerordentlich verschieden. Dem ganzen Fuße der unfruchtbaren Hügelreihe nach, die fast senkrecht in der Nähe des Ufers sich erhebt, ziehen sich Häuser und Straßen. Wo man noch vor Kurzem nur Felsblöcke fand, stehen nun, wie hingezaubert, stattliche Gebäude und breite schöne Straßen. Die Privatgebäude einzelner Kaufleute sind wirklich großartige und prachtvolle Paläste, Zeugen eines großen und ergiebigen Handels. Eine Militär-Kaserne ist ebenfalls schön und geräumig. Auch die Bevölkerung hat sehr zugenommen. Die Miethe für ein mittleres Haus beträgt um 200 Piafter (500 Gulden), und es giebt Miethsleute, die 400 — 500 Piafter und drüber monatlich bezahlen. In Macao und Manila beträgt die Miethe nur ungefähr 35 procent der hiesigen.

In der Stapel-Expedition wird auf dem Plage selbst noch nicht viel gethan. Viele, namentlich Einfuhrwaaren liegen im Entrepot und werden dann meist in großen Quantitäten nach den Consumo-Plätzen der Küste spedirt, was fast ausschließlich von großen Häusern geschieht, die eigene Schiffe besitzen und es also begreiflich vortheilhafter finden, ihre Waaren den Consumenten selber zu überbringen, als dieses Geschäft kleinern Krämern zu überlassen. Solche Detaillieurs finden sich nur durch Aussicht auf Gewinn zu einem Geschäfte veranlaßt, und diesen Gewinn hätte größtentheils der Consument zu bezahlen, indem er die Güter von erster Hand natürlich wohlfeiler bezieht, als wenn sie ihm durch die zweite Hand zugeführt werden.

Wie es bei neu entstehenden Kolonien, besonders in Freihäfen, immer der Fall ist, so strömt auch nach Hong-Kong viel Gesindel, Vagabunden, Schwindler, Speculanten ohne Capitalien und Falliten. Diese verursachen, daß für Leute mit geringen Mitteln, selbst aus der besten Classe der Ansiedler, wenig Glück zu machen ist. Bei der Leichtigkeit nämlich, Waaren ohne bare Hinterlage einzuführen, kann Jedermann Consignationen erhalten, indessen kleine Importeurs, wenn die Waare nicht entspricht, dieselbe oft auf dem Wege öffentlicher Versteigerung los werden müssen, um die großen Unkosten des Aufenthaltes zu bestreiten. Der kleine Capitalist, der solid handeln und nur mit Gewinn verkaufen will, gelangt nicht zu seinem Zwecke, wenn die nämlichen Artikel, die er führt, täglich auf öffentlichen Auctionen unter dem kostenden Preise verkauft werden.

Hong-Kong soll ungesund sein, und die Menge der Todesfälle, besonders vor einiger Zeit, hat dieses wirklich bewiesen. Schon die neuen und sogleich bewohnten Häuser müssen zu dieser Ungesundheit mitwirken; ebenso die gewaltige Sonnenhize in dem von Bergen eingeschlossenen Becken. Gerade dieser Ruf der Ungesundheit hat nun aber manchen frechen Schwindler herbeigelockt, der voraussetzt, auf einem solchen

Plätze, wo große Geschäfte zu machen und nicht genug Leute dazu vorhanden seien, lasse sich schnell ein bedeutendes Vermögen gewinnen. Anstatt diese Absicht zu erreichen, sahen sich Manche bald der größten Dürftigkeit und Noth preisgegeben, welchem Umstande wol die unregelmäßige Lebensart und daher manche Todesfälle beizumessen sind. Die ungesundeste Zeit sind die Sommermonate Mai bis August. Was den englischen Bevollmächtigten Pottinger bewogen habe, diesen Ort als Niederlassung für seine Landsleute auszuwählen, soll der schöne, geräumige Hafen sein.

Es ist nun hier auch ein Stadtviertel für die Chinesen im Entstehen und theils schon fertig. Auch unter diesen soll es eine Menge Schwindler, Betrüger und Diebe geben, die vielleicht theilweise sich nach diesem Orte geflüchtet haben, um Bestrafungen in der Heimath auszuweichen. Die Regierung hat nun aber befohlen, daß alle Ansiedler einregistriert werden, wofür sie je nach ihrem Stand etwas zu bezahlen haben, und das wird ohne Zweifel dem Uebelstand einigermaßen abhelfen.

Auch eine Ansicht über die Opium-Sache.

In Europa ist der Krieg England's mit China als eine schwere Ungerechtigkeit verrufen. So arg ist indessen die Sache nicht. Es läßt sich Manches für die Engländer sagen, denen namentlich das handelnde Publicum großen Dank schuldig ist. Man wirft ihnen vor, daß sie die Chinesen zwingen, ein Gift von ihnen anzunehmen, das dieselben einem unvermeidlichen Verderben überliefere. Dieses sogenannte Gift, das Opium, ist aber an sich selbst gar kein Gift, sondern wol eher ein unschädliches Ding; denn es ist bewiesen, daß es ohne nachtheilige Folgen genossen werden kann, wenn es nicht im Uebermaße genommen wird. Was würde aber bei unmäßigem Gebrauche nicht schaden! Türken, Hindus, alle Völker im Osten genießen diese Waare, wie wir unsern Blättertabak. Wir vergnügen uns mit diesem, und jene

lassen eben ihr Opium sich königlich schmecken. Im Ganzen zeigt sich gar kein verderblicher Einfluß desselben auf die Gesundheit; vielmehr sehen wir, daß die Türken, Perser und Indus entschieden kräftiger sind, als unsere gewöhnlichen Europäer.

Die Chinesen, ein sehr sinnliches Volk, sind nun einmal sehr auf das Opium erpicht und suchen, sich dasselbe um jeden Preis zu verschaffen. Die Regierung, aus Furcht, es möchte zuviel Geld dafür aus dem Lande gehen, will ihre Unterthanen bevogten; wer weiß aber nicht, daß eben Einschränkungen es sind, welche die Begierden noch mehr wecken! So auch bei den Chinesen, zumal sie alle möglichen Gründe haben, anzunehmen, daß ihre Gebieter in dem nämlichen Genusse schwelgen, den sie ihnen als ein wahres Gift bei Todesstrafe verbieten. Wirklich laufen sie mit ihren Booten oft meilenweit in die See, wo Schiffe mit Opium vor Anker liegen, und die Schmuggler bereichern sich sehr, denn unter den obwaltenden Umständen kann dieser Handel nur im Großen betrieben werden, und die Concurrenz kleiner Capitalisten ist gar nicht zu fürchten. — An die angebliche Verbrennung der von Elliot ausgelieferten bekannten Opium-Vorräthe glaubt man hier nicht; Augenzeugen wollen wissen, daß die chinesischen Beamten es wohl verstanden haben, die scheinbar für die Flammen bestimmte Leckerei mit andern Gegenständen zu verwechseln.

Fahrt nach Shanghai.

Ich verließ Hong-Kong den 1. Weinmonat auf dem Schiffe Alligator, Cap. Cook. Die Fahrt war nicht glücklich, wie denn überhaupt die chinesische See von den Schiffen als eine der gefährlichsten bezeichnet wird. Unter den Personen am Bord befand sich auch ein katholischer Missionär, ein Ordensmann, der bestimmt war, den Chinesen die römisch-katholische Religion zu bringen. Als ich einst in einer stürmischen Nacht auf's Verdeck geeilt war, sah ich den Priester

mit großer Hast eine Menge Gebete hersagen, während der Rosenkranz durch seine Finger lief. Ich fragte ihn, wie er sich befinde. Himmlisch wohl, lautete mitten in seinem panischen Schrecken seine Antwort. Sogleich fügte er mir aber bei, es sei unmöglich, daß ich in meinem falschen Glauben gerettet werden könne; nur die römisch-katholische Religion werde mich selig machen, und diese Religion sollte ich jetzt schnell umarmen, wenn ich selig zu werden wünsche, denn noch sei es Zeit. Da ich von seiner Religion schon früher nicht die beste Idee bekommen hatte, so nahm ich die Sache leicht und erwiderte ihm einfach, daß ich völlig überzeugt sei, in Befolgung der christlichen Lehre, wie ich sie nach den Grundsätzen der evangelisch reformirten Kirche verstehe, selig sterben zu können, wenn es sein müsse. „Wir werden am jüngsten Tage sehen“, sprach er mit Achselzucken und warnender Geberde.

Den 25. Wintermonat erreichten wir Woosung, die Station der Opiumschiffe, deren hier immer 6 — 10 zu finden sind. Wir ankerten daselbst über Nacht und hatten am folgenden Morgen unser Opium an Bord. Sehr angenehm wurde ich durch die Ankunft eines Compradore oder Käuferschiffes überrascht, welches eine ganze Ladung frischer, höchst einladender Lebensmittel enthielt. Am meisten staunte ich über die große Menge prächtiger wilder Fasanen, die sich zu Duzenden vorfanden. Der Ueberfluß an diesen ebenso schmackhaften als prächtigen Vögeln ist hier so groß, daß wir das Duzend zu zwei Pfaster kauften. Auch der Vorrath an Gänsen, wilden und zahmen Enten, Kapaunen, Schafen, Hasen, Kaninchen, Tauben, sowie an den herrlichsten Früchten und Gemüsen mußte mich überzeugen, daß es sich hier ebenso wohlfeil als gut leben lasse.

Die hiesigen Chinesen sehen weit besser aus, als die südlichen. Ihre Augen sind weniger schief und ihr Profil nähert sich dem der Europäer. Ihre Gesichtsfarbe ist weiß und frisch, und bisweilen sieht man sogar rothe Wangen.

Schon am Vormittag brachen wir wieder auf. Bei herrlichem Winde gelangten wir bald an das Ziel unserer Fahrt, nach dem willkommenen Shanghai, dem dermaligen Ziel aller Fremden in China.

Aufenthalt in Shanghai.

Shanghai ist die nördlichste der nun offenen Hafenstädte China's. Mit Staunen erblickte ich die gewaltige Menge dicht aneinander gedrängter Masten, alle mit kleinen fliegenden Flaggen voll von Ornamenten; ich erkannte eine wirkliche Seestadt. Die Tausende von Fahrzeugen reihen sich im buntesten Gemische zusammen. Schön sind sie nicht, denn das Vordertheil bildet ein plumpeß Viereck, und der Rest hat ein nicht minder ungefälliges Aussehen; Malerei und Schmutz wetteifern sodann, diese Schiffe noch mehr zu verzuzieren. Wir ankerten Nachmittags im Flusse, im Angesichte dieser chinesischen Stadt, so zu sagen an den Thoren des weltberühmten Nanjing und nur einen Sprung von Japan entfernt, dessen Junken gewöhnlich in vier Tagen hieher reisen.

Ich eilte in die Stadt. Mein Weg auf dem Boote führte mich durch Straßen von Schiffen. Aus allen wurde ich neugierig angegafft; Alles drängte sich, mich zu sehen. Als ich in die Stadt kam, war ich vollends das Ziel aller Augen. Zu gleicher Zeit wurden wol hundert Bemerkungen über mich laut, und ohne Zweifel widerfuhr mir die Ehre, das Tagesgespräch der Chinesen zu werden. Besondere Aufmerksamkeit mögen meine rothen Haare auf sich gezogen haben; überhaupt ist es aber nun einmal noch nicht lange her, seit Europäer in diesem Theile von China gesehen werden, und welches Aufsehen würde gewiß auch ein Chinese auf unsern Bergen erregen; wie hastig würden in allen Webkellern die Fensterchen nach ihm auffliegen und wie überrascht alle Augen ihm nachstaunen!

Die Stadt fand ich, was ihre Straßen und Gebäude betrifft, ungefähr wie Canton. Die Straßen sind auch hier

eng, schmutzig, mit Granitblöcken gepflastert und daher sehr schlüpfrig. Die meist hölzernen Häuser sind unansehnlich niedrig, haben nie mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschoße und nur wenige Fenster, nicht aus Glas, sondern aus Austerschalen. Die Dächer, mit runden Ziegeln gedeckt, stehen so sehr hervor, daß sie von beiden Seiten der Straßen fast zusammentreffen, und die Häuser daher sehr unheimlich und dunkel sind. Bessere Gebäude haben ein gemauertes Erdgeschoß, das weiß oder grau angestrichen wird.

Das Gewühl und Gedränge in den Straßen ist ungeheuer und bei der Unreinlichkeit und Schlüpfrigkeit derselben doppelt unangenehm. Hier laufen Kerls vorbei mit Bambusstangen auf den Schultern, an denen zwei Gefäße hängen, die gewöhnlich mit Wasser resp. Koth angefüllt sind; sie rufen beständig etwas aus, das ungefähr wie „Uhah!“ tönt, und man muß ihnen ausweichen, will man nicht mehr oder weniger Schaden leiden. Dort rennen Bediente mit einer Sänfte heran, und auch ihnen mit ihrem Ballaste kann man nicht wohl Stand halten. Zuweilen zieht ein Mandarin vorüber, ihm voran ein Zug von Livrée-Bedienten, die eine rothe Fahne tragen und (mit einem eisernen runden Bleche, worauf geschlagen wird) Musik treiben; den Zug eröffnen zwei Profos mit Peitschen, Bahn zu machen. Dem Sessel des Mandarin folgen gewöhnlich noch einige andere sammt ihren Subjecten.

Einige Gassen unterscheiden sich von den übrigen durch ihr etwas besseres Aussehen. In diesen befinden sich die vornehmsten Kaufmannsläden, jeder mit seinem langen, schwarzen Aushängeschild, auf welchem der Namen des Besitzers und die Artikel, die er verkauft, nach chinesischer Weise in senkrechten Linien mit Goldschrift verzeichnet sind. Die ausgesetzten Waaren, meistens Erzeugnisse des chinesischen Gewerbfleißes, sind reich und mannigfaltig; die Seidenartikel sind die wichtigsten. Die Chinesen sind gute Krämer; sie wissen ihre Waaren gut auszustaffiren und ihnen ein recht stattliches

Aussehen zu geben. Hingegen sind sie langsam im Rechnen, und ihre Rechnungsart selber ist sehr unvollkommen. Sie bedienen sich dabei einer Tafel mit hölzernen Ringen, die sie auf- und abwärts schieben können, worauf sie die betreffenden Zahlen auf Papier bringen. In ihrer Handlungsweise sind sie im Ganzen redlich; was sie einmal eingegangen haben, damit ist man im Reinen, und Betrügereien sind selten.

Daß sie in Manipulationen aller Art sehr geschickt sind, habe ich bereits erwähnt. Sie ahmen darum auch leicht nach; ihre Einsichten sind aber sehr beschränkt. Auf das Denken verstehen sie sich nun einmal nicht; es fehlt ihnen also an der Theorie, und die Gesetze der physischen Natur ergründen sie nicht. Die meisten ihrer Einrichtungen sind daher sehr unvollkommen; wir möchten sagen, es befinden sich dieselben noch in einem Urzustande. Vermöge ihres Nachahmungstalentes, machten sie auch die Uhren und Dampfmaschinen der Europäer nach; als es sich aber darum handelte, dieselben in Gang zu bringen, blieben sie mit ihrer Kunst stecken. Ein fortgesetzter Verkehr mit den westlichen Völkern wird übrigens gewiß mächtig auf sie einwirken. Schon jetzt befinden sie sich auf einer bedeutenden Stufe der Civilisation, und an Fähigkeit zu geistigem Fortschritte gebricht es ihnen so wenig, als uns.

(Fortsetzung folgt.)

Die Landsgemeinde von 1820.

(Schluß.)

Am Landsgemeindtage, den 30. April, versammelte sich der große Rath üblicher Weise vor Eröffnung der Landsgemeinde auf dem Rathhause. Der unverkennbare Zwiespalt in dieser Behörde, das laue, unschlüssige Benehmen mehrer Mitglieder, das ganze unheimlich gedrückt, auf unzweideutige Einver-